Diakonie Themen

Diakonische Information Nr. 165-4/12

Zusammen aktiv werden

Gemeinwesenarbeit und Community Organizing

Interview:
Lothar Stock

Im Wordrap:
Brigitte Kren

Der Mythos von
der „Big Society“

„Der Laden“ in
Schladming

Wo Gott wohnt

Gott ist Mensch geworden und an einem konkreten Ort geboren worden. Für uns Menschen ist Gott, „soweit wir ihn überhaupt denken können, an einem Ort", hat Dietrich Bonhoeffer gemeint.

Nun kann man sich fragen, wo wohnt Gott? Da gibt es viele Antworten: in den Herzen, in den Kirchen, im Himmel? Im Gottesdienst singen wir: „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten und in Ehrfurcht vor ihn treten." Also dürfen wir als Christinnen und Christen doch wohl gewiss sein, dass Gott zumindest zeitweilig in der feiernden Gemeinde seinen Wohnsitz nimmt.

Doch der bedeutende evangelische Theologe und Märtyrer Dietrich Bonhoeffer erhob hier seine kritische Stimme. Er sprach von der „Ortlosigkeit unserer Kirche. Sie will überall sein und ist darum nirgends." Scharfe Worte. „Die Kirche", so Bonhoeffer weiter, „hat den Maßstab für den Ort verloren. Die heutige Kirche ist weithin feiernde Christenheit. Damit steht sie an der Peripherie und nicht im Zentrum des Lebens. Sie möchte aber gern im Zentrum stehen und redet darum von der Peripherie aus beurteilend und verurteilend zu zentralen Fragen des Lebens."

> **„DIE heutige Kirche ist weithin feiernde Christenheit. Damit steht sie an der Peripherie und nicht im Zentrum des Lebens."**
> Dietrich Bonhoeffer

Wie kann die christliche Gemeinde also ihren Ort finden? Nicht indem sie ihr Zentrum aufgibt und statt einer feiernden Gemeinde eine Gemeinde wird, die sich in zahllosen sozialen und kulturellen Engagements verliert, sondern indem sie eine feiernde Gemeinde wird, die sich öffnet, die die Knotenpunkte des Lebens ihrer Mitglieder in das Leben der Gemeinde hereinholt, die sich verknüpft mit den vielen sozialen Initiativen ihrer Umgebung, welche sich für eine gerechte Teilhabe aller Menschen an den wirtschaftlichen und sozialen Prozessen der Gesellschaft einsetzen.

Es geht darum, den „Maßstab für den Ort" wiederzugewinnen, sich als christliche Gemeinde auf den konkreten Ort einzulassen. Das Jahr 2013 wird in der Evangelischen Kirche das Schwerpunktthema Diakonie haben (Genaueres im Artikel von Karl Schiefermair, S. 22–23).

Ein Jahr lang wird sich alles darum drehen, wie evangelisches Leben vernetzt ist mit dem Ort, an dem die Mitglieder der Pfarrgemeinden oder die MitarbeiterInnen diakonischer Einrichtungen leben. Dass es diesen Maßstab für den Ort in Gemeinden und diakonischen Initiativen gibt, davon will dieses Heft erzählen.

Es erzählt auch Beispiele, die dazu verhelfen, die institutionelle Trennung von Diakonie und Kirche, von diakonischer Einrichtung und Pfarrgemeinde zu überwinden, indem beide sich der Förderung gelingenden Lebens im Grätzel, im Dorf, in der Siedlung widmen.

Orte, wo Kirche geschieht, in Gemeinden und diakonischen Initiativen, werden in den Blick gerückt – und damit auch Orte, wo Gott wohnt.

Das kann auch in gottverlassene Winkel führen, denn, wie Dietrich Bonhoeffer gemeint hat: „Es gibt kein Stück Welt, und sei es noch so verloren, noch so gottlos, das nicht in Jesus Christus von Gott angenommen, mit Gott versöhnt wäre."

Da gibt es viel zu entdecken.

Pfarrer Mag. Michael Chalupka, Direktor Diakonie Österreich

THEMA: Zusammen aktiv werden

04 **Was ich gerne anders hätte ...**
MitarbeiterInnen aus Diakonie-Einrichtungen erzählen über gemeinsame Tätigkeiten mit der Nachbarschaft.

06 **Zusammen aktiv werden**
Wach und sensibel sein für das Lokale, den Bezirk, das Grätzel. Entstehung, Entwicklung und Möglichkeiten der Gemeinwesenarbeit.

10 **„Beteiligung von Menschen lohnt sich immer“**
Lothar Stock, Pionier des Community Organizing, über sein erfolgreichstes Projekt.

12 **Projekte**
Bewohnerservice in Salzburg, Of(f)’n-Stüberl Linz und ’s Häferl in Wien.

14 **Bitte Blumen gießen!**
Wordrap mit der Schauspielerin Brigitte Kren.

15 **Neue Nachbarn, neue Freunde**
Buddies für Flüchtlinge im Integrationszentrum St. Pölten des Diakonie Flüchtlingsdienstes.

16 **Mythos „Big Society“**
Heiß diskutiert: Die Arbeit von Freiwilligen als Grundlage unserer solidarischen Gesellschaft?

17 **Diakonie vor der Haustür**
Georg Wagner über Gemeinwesenarbeit in Linz.

18 **Die Welt in Zahlen**

19 **Buchempfehlungen, Beispiele aus Europa**

20 **„Der Laden“ in Schladming**
Werkstätte und Bauernladen in einem Geschäft.

21 **Kurz gemeldet**
Inklusive AHS-Oberstufe, „POP Akademie“, „Superhands“.

22 **Im Jahr der Diakonie**
Karl Schiefermair über Pfarrgemeinden als solidarische Nachbarn und das Diakonie-Jahr 2013.

An diesem Heft mitgearbeitet haben

Andrea Brummeier, Diakoniewerk Gallneukirchen
Norbert Karvanek, ’s Häferl
Elisabeth Kirchweger, Bewohnerservice Salzburg, Diakonie Zentrum Salzburg
Hannelore Kleiß, Diakonie Zentrum Spattstraße
Claudia Röthy, Stadtdiakonie Wien
Belinda Schneider, Johanniter-Unfall-Hilfe
Alexandra Winkler, Diakonie Flüchtlingsdienst
Verena Reisinger, LIFEtool

Was ich gerne

Peter C.

Ich arbeite gerne bei meinem Nachbarn Clemens im Garten. Da sind keine anderen Jungs, dort ist es nicht so laut wie in der WG. Mein Nachbar hat viel angebaut. Dort gibt es auch Sonnenblumen, die ganz groß sind. Selber haben wir riesige Kürbisse, die jetzt vor dem Haus stehen. Unser Zivi hilft auch mit. Gut, dass uns Herr Steiner, ein anderer Nachbar, seine Grundstücke zur Verfügung stellt.

Peter C., 10 Jahre, wohnt in der WG Neue Welt, Diakonie Zentrum Spattstraße, und ist ein hartnäckiger Gemüseverweigerer. Er bewegt sich gerne draußen und arbeitet viel mit. Vielleicht kann er später einmal essen, was er selber angebaut hat.

Werner K.

Gemeinsame Tätigkeiten sind verbindend und erleichtern die Kommunikation. Es ist gerade in unserer Situation wichtig, sich mit den Nachbarn auszutauschen. Nachbarschaftliche Projekte bieten uns dafür eine nützliche, wertfreie Basis. Berührungsängste können abgebaut werden, und über das gemeinsame Erleben, Ernten und Genießen entsteht innerhalb des Gartenprojekts eine gegenseitige Akzeptanz, die über ein normales „Nebeneinander-Wohnen“ hinausgeht.

Werner K., 51, ist seit gut zwei Jahren Sozialpädagoge in der WG Neue Welt, Diakonie Zentrum Spattstraße in Linz.

Norbert Karvanek

Ich hätte gerne eine Überdachung der Terrasse vor dem Häferl, damit unsere Gäste auch bei Regen im Trockenen sitzen können. Wir haben nur 44 Sitzplätze, und so kommt es mitunter zu einem Stau von Wartenden, die durchnässt werden. Eine überdachte Terrasse würde die Periode, in der wir den Vorplatz als zusätzlichen „Gastraum“ benützen können, verlängern.
Norbert Karvanek, 46, leitet ’s Häferl in Wien.

Hans Jürgen P.

Ich wünsche mir, dass es in meinem Wohnort Pregarten und meinem Arbeitsort Hagenberg mehr Lokale gibt, wo ich mit meinem E-Rollstuhl hinein kann. Bei den Gehsteigen wünsche ich mir mehr Abschrägungen und dass sie breiter ausgeführt sind, damit ich nicht dauernd Angst haben muss, mit einem Rad auf die Straße zu kippen. Es wäre uns Rollstuhlfahrern sehr geholfen, wenn in dieser Region mehr Möglichkeiten geschaffen würden, speziell bei den öffentlichen Verkehrsmitteln und bei barrierefreien Einkaufsmöglichkeiten!

Hans Jürgen P., 28, arbeitet in der EDV-Werkstätte Hagenberg und wohnt in den Wohnungen Pregarten des Diakoniewerks Gallneukirchen.

anders hätte ...

Menschen aus Diakonie-Einrichtungen erzählen, was sie gemeinsam mit anderen verändern möchten.

Carina Floiß

Immer mehr ältere Menschen möchten gerne zu Hause in ihrem gewohnten Umfeld bleiben. Nicht immer gibt es in der Nachbarschaft genug Menschen, die für eine Kleinigkeit einspringen oder beim Einkauf etwas für die kranke Nachbarin mitnehmen können. So bleibt das Altenheim die einzige Alternative. Ich wünsche mir mehr Zusammenhalt und Verständnis in der Nachbarschaft. Es wäre schön, wenn Nachbarn die Bedürfnisse ihrer Mitmenschen wahrnehmen und ihnen helfen könnten. Soziales Engagement sollte in Nächstenliebe und Selbstverständlichkeit begründet sein, nicht in finanziellen Anreizen.

Carina Floiß, 42, ist seit Anfang 1992 bei den Johannitern in Tirol. Als Leiterin des Pflegedienstes nimmt sie die Probleme der Klientinnen und Klienten ebenso ernst wie die Defizite des sozialen Systems.

Thorsten Gegenwarth

Schule vermittelt grundlegende Werte. Mag sein, dass Chancengleichheit eine Illusion ist, weil nicht alle über die gleichen Startvoraussetzungen verfügen. Trotzdem geht es uns um Chancengerechtigkeit. Dafür ist es wichtig, dass die Schule die Potenziale jedes Menschen maximal fördert. Und das ist leider nicht immer der Fall. Ich persönlich würde gern das Recht auf diese Förderung verankert sehen! In unserer Schule wollen wir den Boden dafür bereiten.

Thorsten Gegenwarth, 36, ist Sonderpädagoge und Betriebswirtschaftler und arbeitet seit zehn Jahren im Bereich berufliche Bildung für Menschen mit Behinderung. Er ist Schulleiter der Inklusiven Schule (iFIT-Schule) der Diakonie Bildung in Wien.

Athanas Verlichkov

Es gibt nicht so viele Dinge in meinem Leben, die ich gerne anders hätte. Nur ein Leben, das manchmal feierlich, manchmal traurig ist, kann vollwertig sein. Aber ich wünsche mir, dass ich mich öfters erinnere, dass die Anteilnahme, die Aufrichtigkeit und die Herzlichkeit nicht nur schöne Worte sind, sie sollen auch im täglichen Handeln sichtbar sein – für uns alle.

Athanas Verlichkov, 40, geb. in Plovdiv/Bulgarien, lebt seit drei Jahren in Wien und ist ehrenamtlicher Mitarbeiter im Häferl.

Zusammen aktiv werden

- Interview mit Lothar Stock
- Projekte aus der Diakonie
- Buddies für Flüchtlinge
- Mythos „Big Society“
- Fachkommentar: Georg Wagner
- Die Welt in Zahlen

Hilf mir, es selbst zu tun!

Wach und sensibel sein für das Lokale, den Bezirk, das Grätzel. Zusammen aktiv werden: Die Gemeinwesenarbeit ist wieder da.

Von Martin Schenk

Es beginnt immer mit dem persönlichen Gespräch. Zuhören steht am Anfang. Was sind die größten Probleme, was soll besser werden, was klappt gut, woraus schöpft man Kraft, was lähmt, wie geht’s den Kindern? Es beginnt mit Menschen und ihren Interessen. An ihrem Lebensmittelpunkt.

Marianne war gerade zu Besuch. Sie ist Community-Organizerin. Sie hat Hunderte Gespräche mit Bewohnerinnen und Bewohnern des Grätzels geführt. Jetzt geht es darum, diese Gespräche in ihrem Kopf zu ordnen und offene Fragen zu recherchieren; den Anliegen nachzugehen, die dringlich sind im Bezirk und im Grätzel. Und dann wird sie gemeinsam mit den Bewohnerinnen und Bewohnern des Stadtteils aktiv werden.

Ein Grundsatz Mariannes lautet: „Tue nie etwas für Menschen, das sie selbst tun können.“

Wach sein für das soziale Umfeld. Offen für den Sozialraum. Aktiv vor Ort. Diese Haltungen erfahren wieder mehr Aufmerksamkeit in der wissenschaftlichen und sozialen Praxis.

In der Gesundheitsförderung hat sich der Setting-Ansatz etabliert: wach und sensibel zu sein für das Lokale, den Bezirk, das Grätzel. Damit werden zwar die makroökonomischen Rahmenbedingungen nur wenig beeinflusst, aber es kann zu hilfreichen Veränderungen des unmittelbaren sozialen Umfelds kommen – und damit auch zu Veränderungen des eigenen Alltags in der Schule, im Betrieb, im Stadtteil, in der Gemeinde oder rund ums Krankenhaus.

Erfolgreiche Projekte

Dazu gibt es schon einen kleinen Erfahrungsschatz von erfolgreichen Projekten: So kochen Mütter verschiedenster Herkunft in der Schule und erfahren gleichzeitig etwas über gesunde Ernährung.

Aktivierende Befragungen von Alleinerzieherinnen in einem Stadtteil haben zu Kooperationen von Frauen in der Betreuung erkrankter Kinder geführt.

Die aufsuchende Betreuung rund um die Geburt in einem sozialen Brennpunkt-Bezirk hat Krisen und sozialen Stress abgefangen. Dort gibt es viele minderjährige Mütter – ohne abgeschlossene Berufsausbildung, in miesen Wohnverhältnissen lebend ...

Hebammen übernehmen die Nachbetreuung im Wochenbett, kooperieren mit sozialen Stützpunkten und mit dem Krankenhaus. Ein Straßencafé bietet Raum für Austausch und niederschwelligen Kontakt. Schulen öffnen sich zum Stadtteil und werden Schnittstellen der Freizeitgestaltung und auch der Elternbildung.

Wie Stadtteilarbeit entstand

Im Chicago der Wirtschaftskrise vor 80 Jahren bauten sich „Bürger-Organisationen“ auf. Ihr Mitbegründer Saul Alinsky grenzte das „Community Organizing“ sowohl von der Gemeinwesenarbeit als auch von der Wohlfahrt ab. Die Stadtteilarbeit, befand er, sehe zu wenig das Ganze der sozialen Misere und wickle die zusammenhängenden Probleme des Lebens „einzeln in Zellophan ein“.

Jugendprobleme, Kriminalität, Mieterfragen oder Krankheiten können nicht als isolierte Phänomene betrachtet werden. Statt Arbeitsplätzen, gerechten Lohns und des Abbaus von Diskriminierungen gibt

Saul Alinsky, Pionier der Gemeinwesenarbeit

Christoph Stoik, Experte für Sozialraumorientierung

▶▶

Community Organizing hat im Umfeld kirchlicher Gemeinden in den USA eine starke Tradition

es beaufsichtigte Freizeitbeschäftigung, Bastelkurse und Persönlichkeitsbildung. Und die Wohlfahrt begegne „den Menschen im Slum wohlwollend und gütig, nicht um ihnen zu helfen, ihren Weg aus dem Dreck freizukämpfen, nein! Sie kommen, um diese Leute ‚anzupassen'. Anzupassen, damit sie in der Hölle leben werden und es noch gut finden."

Bürger-Organisationen hingegen, wie Alinsky sie meinte, bedeuten „Einmischung" und „aktivierende Beziehungsarbeit". Die Bürgerrechtsbewegung Martin Luther Kings schöpfte aus diesen Erfahrungen in ähnlicher Form wie Barack Obama in seiner ersten Wahlkampagne „Yes, we can".

Community Organizing hat im Umfeld kirchlicher Gemeinden in den USA eine starke Tradition. Mittlerweile hat sich der Ansatz auch in Europa, wie in Niedersachsen, etabliert. Marianne arbeitet dort für die Diakonie. Sie organisiert mit einigen Familien eine bessere Kinderbetreuung im Grätzel.

Ressourcen

„Die Gemeinwesenarbeit hat sich weiterentwickelt", sagt Christoph Stoik, Experte für Sozialraumorientierung an der Fachhochschule Campus Wien. Folgende Prinzipien sollten dabei beachtet werden:

- Gemeinwesenarbeit orientiert sich an den Bedürfnissen und Interessen der Menschen, die in einem Stadtteil leben, und fördert die Teilhabe der Menschen am ökonomischen, politischen, sozialen und kulturellen Leben.
- Dabei setzt sie bei der Selbstorganisation und den Selbsthilfekräften der Bürgerinnen und Bürger an. Die Menschen werden dabei unterstützt, selbst aktiv zu werden, um ihre Bedürfnisse und Interessen öffentlich zu machen und sich für ihre Anliegen selbst einzusetzen.
- Sie arbeitet sowohl zielgruppen- als auch ressortübergreifend (Wohnen, Gesundheit, Arbeit, Freizeit, Bildung, Kultur), um die komplexen Aufgabenstellungen bewältigen zu können.
- Gemeinwesenarbeit ist ein Bindeglied zwischen den Interessen und Aktivitäten der Menschen und den Ressourcen der Stadt und gestaltet Aushandlungsprozesse zwischen Entscheidungsträgerinnen und -trägern aus Verwaltung und Politik einerseits und Bürgerinnen/Bürgern andererseits.
- Eine wichtige Aufgabe ist die Vernetzung und Kooperation zwischen den Menschen der verschiedenen Einrichtungen und jenen im Stadtteil. Dabei wird vor allem auf die Stärken geachtet, es werden vorhandene Ressourcen im Stadtteil aktiviert, miteinander verknüpft und soziale Netzwerke geschaffen bzw. gestärkt.

„Die Grenzen der Gemeinwesenarbeit beginnen dort", so Stoik, „wo es um die Lösung gesamtgesell-

schaftlicher Probleme wie Massenarbeitslosigkeit, geht. Die Gemeinwesenarbeit löst diese Probleme nicht. Sie kann aber Verantwortung übernehmen, wenn sie diese Probleme öffentlich macht."

Solidarkultur

Solidarität ereignet sich als personales, mitmenschliches Handeln im privaten Raum. Menschen begegnen einander persönlich, „Face to Face", und unterstützen einander: mit einem Mittagessen für die Kinder, bei der Pflege der Oma, indem sie einem Flüchtling Unterschlupf gewähren.

Dann manifestiert sich Solidarität als Handeln in Netzen, Vereinen, Gemeinschaften: eine Erwerbsloseninitiative, Selbsthilfevereinigungen oder eine Gruppe in der Pfarrgemeinde, die gemeinsam etwas unternimmt. Darüber hinaus ist Solidarität ein Gesellschaftsvertrag, ein anonymes Einverständnis: Hilfe bei Krankheit, bei Arbeitslosigkeit, im Alter ...

Nun ist es möglich, dass eine hohe Solidarkultur in Face-to-Face-Gemeinschaften mit einer geringen Solidarität als Gesellschaft einhergeht: Es gibt viele Initiativen und informelle Netze vor Ort, aber ein Viertel der Bevölkerung lebt an der Armutsgrenze.

Das ist das System in den USA und auch ansatzweise in England. Und es ist möglich, dass ein mit hoher gesellschaftlicher Solidarität ausgestattetes Gemeinwesen mit geringem solidarischem Handeln der BürgerInnen einhergeht. Das wäre das Modell Wohlfahrt von oben, paternalistisch, ohne Mitbestimmung: keine Selbstbestimmung bei sozialen Dienstleistungen, keine Mitbestimmung von PatientInnen im Krankenhaus, kein sozial durchlässiges Schulsystem, kein Wahlrecht für MigrantInnen.

Eine moderne Sozialpolitik braucht eine Solidarkultur in der Vermittlung zwischen Gesellschaft, Gemeinschaft und Privatem. Denn solidarisches Handeln im Privaten allein betrifft nur die Familie und meint unter den aktuellen Bedingungen unbezahlte und letztlich abhängige Versorgungsarbeit von Frauen. Solidarisches Handeln in der Gemeinschaft allein heißt Ausschluss des „Randständigen", des Dissidenten, des „Ab-Normalen". So profitieren laut einer Studie in den Tiroler Sozialsprengeln Menschen mit Alkoholproblemen, MigrantInnen oder schwierige Jugendliche kaum vom bürgerschaftlichen Engagement. Und solidarisches Handeln in der Gesellschaft allein heißt: Delegation an die öffentlichen Einrichtungen und Nichtzuständigkeit allerorts. Eine entwickelte Solidarkultur aber macht das Funktionieren und Ineinandergreifen aller drei Bereiche aus.

Marianne hat den Grundsatz „Tue nie etwas für Menschen, das sie selbst tun können" erweitert. Sie fügt hinzu: „Tue alles dafür, dass die Menschen können, was sie tun wollen." ■

Solidarität manifestiert sich als Handeln in Netzen, Vereinen und Gemeinschaften

„Beteiligung von Menschen lohnt sich“

Lothar Stock arbeitet mit Community Organizing. Hier erzählt er von Chancen und Schwierigkeiten und seinem erfolgreichsten Projekt, einer Brücke zwischen zwei Stadtteilen.

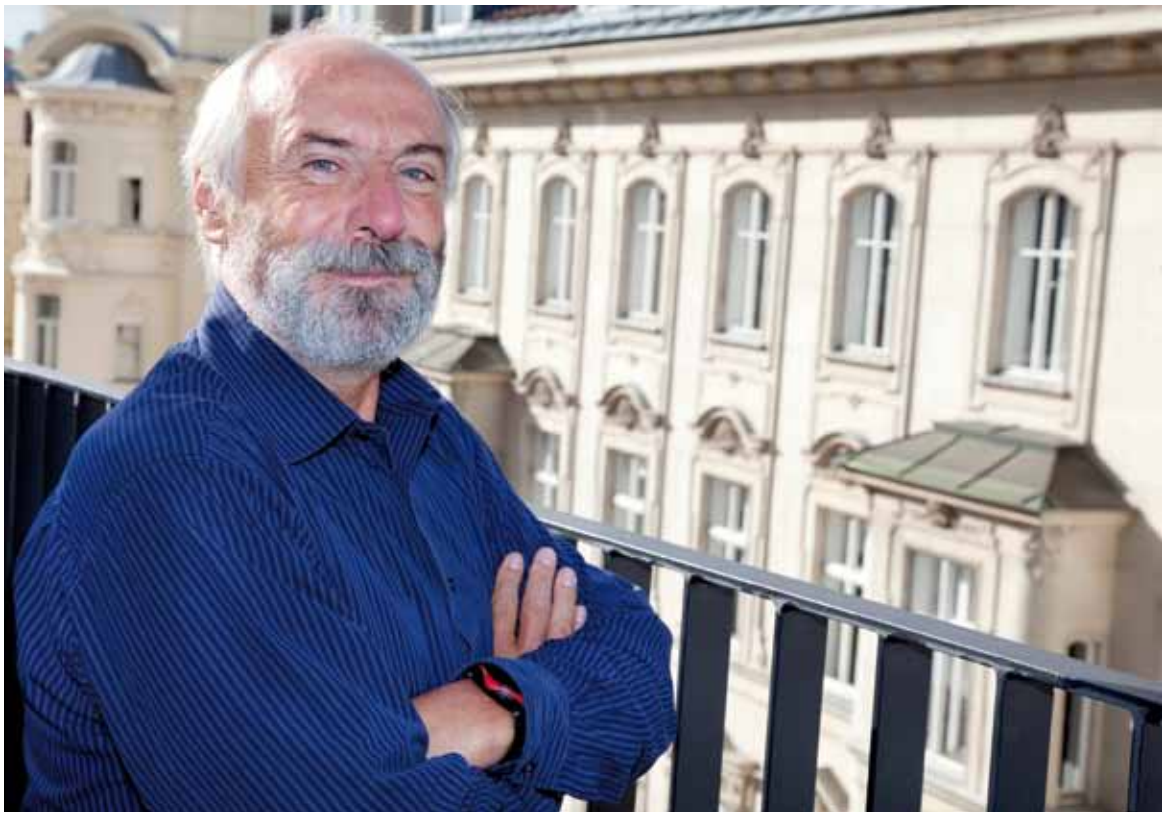
Interview: Roberta Rastl-Kircher

DiakonieThemen: *Wenn es darum geht, Menschen zusammenzubringen und sie dabei zu unterstützen, die Lebensqualität in ihrem Grätzel zu verbessern, spielt Gemeinwesenarbeit (GWA) in der sozialen Arbeit eine große Rolle. Woher kommt dieser Ansatz?*

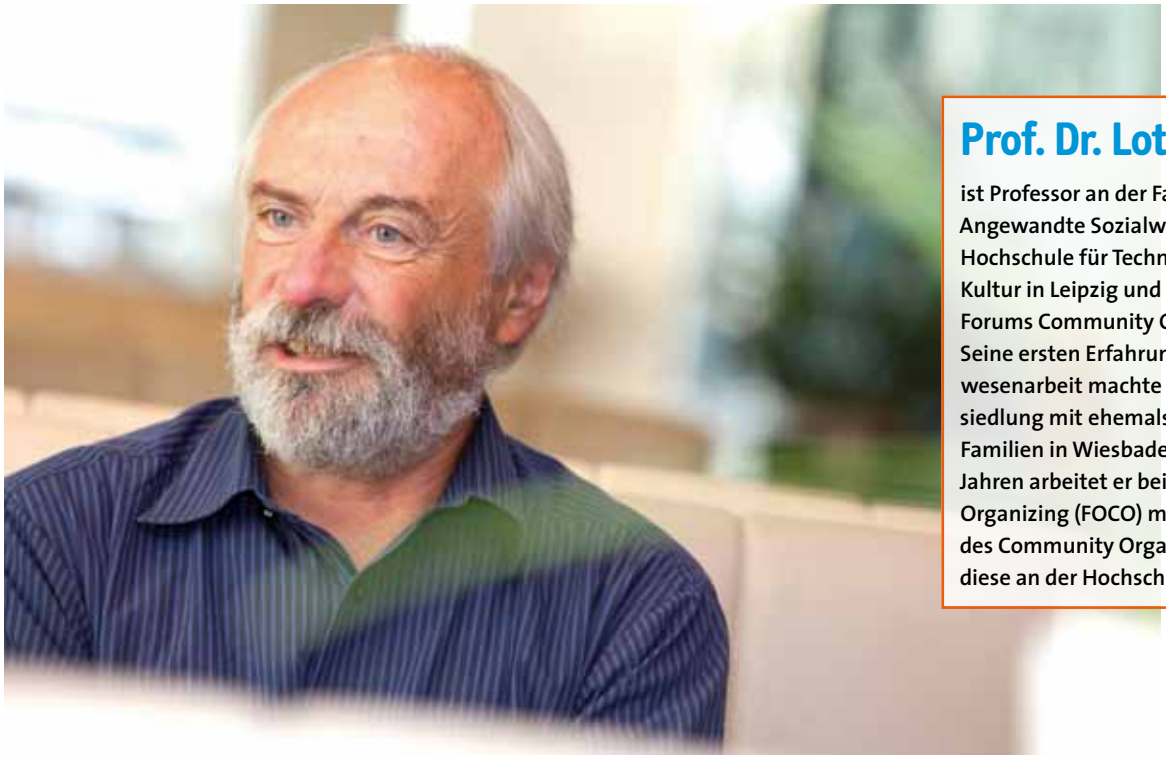
Lothar Stock: Die Vorbilder kamen Anfang der 1960er-Jahre aus den USA. Bereits 1980 wurde Gemeinwesenarbeit zum Arbeitsprinzip in allen Feldern der sozialen Arbeit in Deutschland. Gemeinwesenarbeit galt lange Zeit als dritte Methode in der Sozialarbeit neben der Einzelfallarbeit und der Gruppenarbeit. Es gab aber schon in den 70er-Jahren unterschiedliche Richtungen. Eine war die „konfliktorientierte GWA“. Bei diesem Ansatz griff man auf die Ideen von Saul Alinsky zurück, der in den 30er-Jahren in Chicago gearbeitet hat. Seine Methode war das „Community Organizing“ (CO), das die aktivierenden Elemente betont. Alinskys Kritik an den anderen Formen der Gemeinwesenarbeit lautete, dass die soziale Arbeit den Menschen zu viel abnimmt. Alinsky war der radikale Verfechter des Ansatzes, die Menschen zu befähigen, ihre Anliegen selbst in die Hand zu nehmen.

? *Wie verhält sich Community Organizing zur Sozialarbeit?*

Community Organizing geht in einem Punkt über Sozialarbeit hinaus: CO versucht die Lebensbedingungen der Menschen im Stadtteil zu verbessern und dabei auch die Machtverhältnisse infrage zu stellen. Mit dem Aufbau von eigenständigen, dauerhaften und sich selbst finanzierenden Bürgerorganisationen ging es dem Begründer stets da-



„Community Organizing geht über Sozialarbeit hinaus und stellt auch die Machtverhältnisse infrage“



Prof. Dr. Lothar Stock

ist Professor an der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Kultur in Leipzig und im Vorstand des Forums Community Organizing e. V. Seine ersten Erfahrungen mit Gemeinwesenarbeit machte er in einer Stadtrandsiedlung mit ehemals wohnungslosen Familien in Wiesbaden. Seit den 1990er-Jahren arbeitet er beim Forum Community Organizing (FOCO) mit den Methoden des Community Organizing und lehrt diese an der Hochschule in Leipzig.

rum, einen neuen Machtfaktor neben den bestehenden Strukturen und Machtverhältnissen zu schaffen.

? *Können Sie uns ein Beispiel aus Ihrer Community-Organizing-Praxis in Deutschland schildern?*

Ja, ich nenne mein bestes Beispiel immer das „1,5-Millionen-Euro-Projekt“ (lacht). In Saarbrücken gab es einen Stadtteil, der von obdachlosen Familien besiedelt war. Klassisch, wie diese Siedlungen immer entstehen, war dieser Stadtteil abgelegen von der Stadtmitte. Von einem Nachbarstadtteil war er außerdem durch Bahngleise getrennt. In diesem Nachbarstadtteil waren viele für das Viertel notwendige Infrastruktureinrichtungen angesiedelt, wie ein Kinderarzt, Einkaufsmöglichkeiten und andere. In dem betroffenen Stadtteil selbst war nur die minimale Grundversorgung gewährleistet. Zwischen den beiden Stadtteilen gab es – und gibt es noch heute – eine Fußgängerbrücke, die in die Jahre gekommen war. Für diese Brücke hätte sich nach Meinung der Stadt eine Sanierung nicht gelohnt. Für die BewohnerInnen der ehemaligen Obdachlosensiedlung hätte das bedeutet, mit dem Bus ins Stadtzentrum fahren zu müssen, um in den Nachbarstadtteil zu kommen, und mit einem anderen Bus wieder aus der Stadt hinaus. Das hätte sie viel Zeit und auch Geld gekostet. In einem Organizing-Prozess wurde in diesem Stadtteil sehr schnell deutlich, dass der Erhalt dieser Brücke das zentrale Thema für die Menschen war.

? *Wie kommt es nun zu einem solchen Organizing-Prozess?*

In Saarbrücken gab es ein Gemeinwesen-Arbeitsprojekt, getragen von der Diakonie in der Region. Das Team beschloss, Elemente des Community Organizing zu nutzen. Dieses Projekt war damals schon im Forum Community Organizing (FOCO) integriert. So konnten wir die Beratung übernehmen, unsere SozialarbeiterInnen führten die für den Organizing-Prozess nötigen Gespräche und starteten den sogenannten Zuhörprozess. In diesem Zuhörprozess wurde das Thema „Erhalt der Fußgängerbrücke“ virulent.

? *Wie wurde das Projekt realisiert?*

Ein Berater von FOCO hat die GWA-ArbeiterInnen in Saarbrücken begleitet und als ersten Schritt einen Nachforschungsprozess angeleitet. Es wurde die Fußgängerfrequenz auf der Brücke während einer Woche gezählt, es wurden Ärzte/Ärztinnen und Gewerbetreibende im Nachbarstadtteil befragt, wie viele Personen aus ihrer Klientel denn aus dem Nachbarstadtteil zu ihnen kämen. Durch diese Konfrontation wurde auch den Menschen im Nachbarstadtteil die Bedeutung der Brücke bewusst. So setzten sich ab diesem Zeitpunkt BewohnerInnen beider Stadtteile für den Erhalt der Brücke ein. Letztendlich wurde dann im Stadtteil zu einer großen Versammlung eingeladen. Bis dahin war bereits so viel Öffentlichkeitsarbeit gemacht worden, dass je ein befugter Vertreter jeder Fraktion in der Stadtverwaltung zu der Versammlung kam. Bei dieser Versammlung, die im Beisein von Pressevertreterinnen und -vertretern stattfand, wurden nochmals die Ergebnisse der Recherchen vorgestellt, und es wurde die Forderung erhoben, entweder Geld für die Sanierung bereitzustellen oder die Brücke neu zu bauen (was nicht viel teurer war). Jeder der Vertreter der Parteien wurde demnach am Ende der Veranstaltung gefragt,

„Es wurde sehr schnell deutlich, dass der Erhalt dieser Brücke das zentrale Thema für die Menschen war“

▶▶

Im Grätzel aktiv

Das „Bewohnerservice“ in mehreren Stadtteilen Salzburgs ist offen für die lokale Bevölkerung und stellt Räume zur Verfügung für das, was ansteht im Stadtteil. Die BewohnerInnen des Grätzels finden hier Angebote, um sich selbst für die Verbesserung ihrer Lebensqualität einzusetzen.

Es gibt Unterstützung bei Problemen, die das „Gemeinwesen“ beeinträchtigen: Hier wird informiert, diskutiert und nach langfristigen Lösungen gesucht. Zur Unterstützung gehört auch die Vernetzung mit örtlichen Behörden, Schulen, Jugendzentren und lokalen Initiativen.

Das Diakonie-Zentrum Salzburg betreibt die „Bewohnerservice“-Zentren in den Stadtteilen Gnigl & Schallmoos, Itzling & Elisabeth-Vorstadt und Aigen & Parsch. Für viele ältere Menschen sind dort die regelmäßigen Englischkurse, Diskussionsvormittage oder das „Café Central“ bereits wichtige Fixpunkte im täglichen Einerlei geworden.

Häufig kommen auch junge Mütter und ZuwanderInnen vorbei und informieren sich über soziale Angebote. Ein wichtiger Bestandteil der gemeinwesenorientierten Arbeit mit MigrantInnen ist die alltagspraktische Übung der deutschen Sprache.

So ganz nebenbei wird damit auch wertvolles „Bürgerwissen“ vermittelt – etwa zum österreichischen Krankenkassensystem, zum Schulsystem, zu ärztlichen Betreuungsmöglichkeiten, zur Kinderunterbringung und mehr.

www.diakonie-zentrum.at/de/344/

Keine Stubenhocker

Die Stadt-Diakonie Linz bietet Hilfe für wohnungslose Menschen und für Familien, die von Armut bedroht sind. Die haupt- und ehrenamtlichen MitarbeiterInnen sprechen gern von der „Diakonie vor der Haustüre“. Denn das Tageszentrum Of(f)’n-Stüberl liegt nahe dem Stadtzentrum und ist offen für alle, die frühstücken, sich aufwärmen, im Internet surfen wollen oder professionelle Sozialberatung suchen.

Sehr beliebt ist auch das offene Frauencafé. Denn wohnungslose Frauen benötigen geschützte Räume, um sich vom Leben in ihrer sehr männlich dominierten Umgebung zu erholen und auch heikle Themen ansprechen zu können.

www.diakonie.at/stadtdiakonie-linz

Vom Häfn ins Häferl

Das Häferl ist ein Treffpunkt für Haftentlassene, Freigänger und wohnungslose Menschen in Wien-Mariahilf. Seit der Küchenrenovierung im Jahr 2011 haben sich die BesucherInnenzahlen verdoppelt: Durchschnittlich 165 Gäste pro Öffnungstag erhalten eine warme Mahlzeit, Kleidung und Beratung.

Viele helfende Hände ermöglichen den Betrieb: Berufstätige, SchülerInnen und PensionistInnen kommen regelmäßig zum Kochen, Essenausteilen und Geschirrspülen. Selbsthilfe macht kreativ: Flohmärkte, Malgruppen und Schreibwerkstätten helfen gegen die Ohnmacht sozialer Ausgrenzung.

Höhepunkt des Jahres ist das legendäre Sackgassenfest Anfang September, bei dem immer wieder viele KünstlerInnen mitwirken.

www.haeferl.net

ob er bereit sei, sich in seiner Stadtteilfraktion für den Erhalt der Brücke einzusetzen. Letztendlich sagte keiner Nein. Am nächsten Tag lautete die Headline in der lokalen Presse: „Vertreter aller Stadtratsfraktionen setzen sich für den Erhalt der Brücke ein!“ Und dem Beschluss für den Neubau der Brücke stand im Finanzausschuss des Stadtparlaments nichts mehr im Weg. Das war natürlich ein Riesenerfolg. Wenn da jemand am Anfang gesagt hätte, es geht darum, zwei Millionen Euro für den Stadtteil zu mobilisieren, wäre das sicher nicht gelungen. (lacht)

? *Wie lang dauert denn so ein Prozess?*

In diesem Fall dauerte der Zuhör- und Rechercheprozess ein Jahr, weil man in dem überschaubaren Gebiet sehr schnell auf das zentrale gemeinsame Thema kam. In anderen Projekten kann diese Phase auch länger dauern. Wichtig ist jedenfalls, dass das Thema hier für wirklich alle Menschen sehr zentral war: Für Alt und Jung, für jedermann war das ein klares Anliegen. Außerdem war durch das GWA-Projekt schon ein fester Aktionsrahmen gegeben, und dieser hatte eine große Rückendeckung durch die Diakonie der Region, die als Trägerin fungierte.

? *Können Sie nun anhand dieses Beispiels den Unterschied zwischen GWA und CO aufzeigen?*

Ja, das ist sehr klar. In der Reflexion hat man zum GWA-Projekt ein halbes Jahr später selbstkritisch gesagt: „Wir haben den Erfolg zu wenig gefeiert. Wir haben gar nicht registriert, wie viel Geld wir da bewegt haben!“ Und hier liegt der Unterschied zum Community Organizing: GWA geht zu ihrem Alltagsgeschäft zurück und nützt nicht die aktivierte Gruppe, die diesen Erfolg erzielt hat. Im Community Organizing wäre natürlich auch die Brücke das primäre Ziel. Das dahinterliegende Ziel wäre aber, dass durch diese Aktion eine Lobbygruppe für die Stadt aufgebaut wird, die fortan als Gesprächspartner für die Stadtregierung in Bezug auf weitere Anliegen des Stadtteils relevant ist.

? *Warum lohnt es sich, in Community Organizing kundig zu sein?*

Rückblickend auf meine eigene Tätigkeit, würde ich kritisch sagen: Es waren oft Einzelaktivitäten der GWA, die nicht in eine größere Strategie eingebunden waren. Von Community Organizing kann man das strategische und langfristige Denken lernen. Außerdem denke ich, Beteiligung von Menschen lohnt sich immer. Die wachsende Politikverdrossenheit kommt ja sicherlich daher, dass die Politik so oft nichts mit den Menschen zu tun hat. Im Gegensatz dazu setzt CO bei den Eigeninteressen der Menschen an.

? *Wie ist es mit der Aktivierung und Mobilisierung von UnterstützerInnen heutzutage?*

Ja, das ist nicht einfach. Ganz entscheidend ist, dass Themen gefunden werden, die tatsächlich das Eigeninteresse der Menschen widerspiegeln und die auch mit einer realistischen Erfolgsaussicht angegangen werden können. Das Problem muss für die Menschen greifbar sein. Es ging in Saarbrücken eben um den Erhalt der Brücke und nicht um das Mobilisieren von fast zwei Millionen Euro. Man muss versuchen, die Dinge ganz konkret zu machen.

? *Wie werden Community-Organizing-Projekte finanziert?*

In den USA geht CO strikt davon aus, dass es durch Spenden, Sponsoren und Mitgliedsbeiträge finanziert wird. Diese Kultur des Anwerbens und Gebens von solchen Geldern ist in Deutschland ganz anders. Im Sozialbereich entwickelt sich Sponsoring erst sehr langsam. Insofern ist die Finanzierung in Deutschland nicht gelöst. Dazu kommt, dass in der deutschen Tradition der Umgang mit Geld komplizierter ist. Man will im Sozialbereich kein Geld etwa von Daimler-Benz nehmen. Die CO-Projekte, die FOCO berät, werden hauptsächlich über GWA-Projekte finanziert oder funktionieren auf ehrenamtlicher Basis und sind dann oft in kirchlichen Gemeinden angesiedelt. ■

„Um die Menschen zu mobilisieren, muss das Problem für sie greifbar sein“

Brigitte Kren, Martina Poel, Adele Neuhauser und Miriam Stein (v. l.) in der Serie „Vier Frauen und ein Todesfall“

Mehr als Blumen gießen

Wordrap mit Brigitte Kren.

Nachbarschaft lokal
Es ist eine herrliche Chance. Die Chance, auch über das „Bitte Blumen gießen“ hinaus, einen Menschen kennenlernen zu dürfen, ihm zu helfen, aber auch – und das ist schwieriger – sich von ihm helfen zu lassen.

Nachbarschaft global
Sich informieren, neugierig sein. Nachdem man als Einzelmensch und Zwerg in diesem Riesengebilde keinen Einfluss hat, als Minimalchance: soziale Institutionen finanziell zu unterstützen und im eigenen Land die „richtige“ – die über den Tellerrand hinaus denkende – Partei zu wählen.

Wohnen
Weg mit dem Selbstdarstellungsprotz. Aufs Wesentliche reduzieren.

Lieblingsplatz
Rückzug ins Bett mit Büchern.

Stadt/Land
Beides gut.

Luxus
Freie Lebensgestaltung im Kleinen wie im Großen.

Diakonie
Respekt vor allen, die sich in den Dienst einer Sache stellen, bei der es ums Helfen geht.

Vision
Schätzen und unterstützen wir doch Menschen mit Visionen! Jede Veränderung – egal, auf welchem Gebiet – hat als Anfang eine Vision!

Typisch österreichisch
Im Vorfeld Argwohn und Misstrauen. Es wird vom „typischen Österreicher“ keine positiven Statements zu einer neuen oder ihm unbekannten Sache geben. Er ist nicht der typische „Global Player“. „Der Österreicher“ hat allerdings ein spendenfreudiges Herz, wenn er sich der Sache geöffnet hat.

Entbehrlich
Braune Rülpser eng denkender Parteien.

Brigitte Kren

ist bekannt aus Kino- und Fernsehfilmen wie „Nordrand“, „Nacktschnecken“ (Kino), „Trautmann – alles beim Alten“, „Kommissar Rex“ und „Vier Frauen und ein Todesfall“. 2003 wurde der Film „Taxi für eine Leiche“ mit Brigitte Kren in einer Hauptrolle mit der „Romy“ für den besten Fernsehfilm ausgezeichnet. 2011 drehte sie mit Helen Mirren ihren ersten internationalen Film: „The Debt“. Gerade hat sie ihren zweiten Kinofilm unter der Regie ihres Sohnes gedreht: „Glazius“ kommt im Februar 2013 ins Kino.

Neue Nachbarn, neue Freunde

Menschen, die nach Österreich geflüchtet sind, finden im Integrationszentrum St. Pölten „Buddies“, die sie beim Start in ihr neues Leben unterstützen.

Frau A. und Frau S.

Drei Frauen erzählen von ihren ersten Erfahrungen in Österreich und welche Hilfe sie von ihren Buddies bekommen.

Frau A.: Ich bin seit sechs Jahren in Österreich. Ich komme aus Syrien. Ich bin verheiratet und habe drei Kinder. Am Anfang war’s schwierig, weil ich die Sprache nicht konnte und nichts verstand. Schön war: Es ist ein demokratisches Land!

Ich habe begonnen, Deutsch zu lernen. Dann habe ich Kinder bekommen. Einmal Zwillinge, beide Mädchen, und noch ein Mädchen. Ich will nicht immer einen Dolmetsch haben, ich muss Deutsch lernen. Ich danke Karin*, weil sie mir hilft, wenn ich sie frage. Sie erklärt mir alles, was ich wissen will. Manchmal sehen wir uns dreimal im Monat, manchmal nur einmal. Wir kochen zusammen bei mir daheim, wir gehen spazieren und trinken Kaffee.

Früher vermisste ich meine Familie sehr. Jetzt liebe ich Österreich. Ich liebe den Rathausplatz in St. Pölten und das Cinema Paradiso. Ich war noch nicht im Kino, aber wenn meine kleine Tochter in den Kindergarten geht, gehe ich mit Karin ins Kino. Für die Zukunft will ich die Staatsbürgerschaft, den Führerschein, Arbeit, Ausbildung und mehr Deutsch sprechen. Ich werde eine Ausbildung machen, wenn mein kleines Kind in den Kindergarten kommt. Vielleicht werde ich Köchin oder Verkäuferin.

Frau S.: Ich bin seit drei Jahren in Österreich. Ich komme auch aus Syrien und bin verheiratet. Ich habe drei Kinder. Die deutsche Sprache ist schwierig. Karin* ist eine gute Freundin. Bei ihr habe ich nicht so viel Angst beim Sprechen. Sie lacht nicht, wenn ich Fehler mache. Wenn ich etwas nicht verstehe, kommt sie und erklärt es. Ich will viel Deutsch lernen und Arbeit suchen.

Birgit, Harald und Frau G.

Frau G.: Seit mehr als einem Jahr treffen sich mein Mann und ich mit Familie Bauer*. Harald und Birgit helfen jede Woche, zweimal oder dreimal. Wir treffen uns bei ihnen zu Hause oder bei uns.

Mit Birgit koche ich gerne. Für Weihnachten haben wir ... wie heißt das ... Kipfel oder Kipferl gemacht. Wir haben auch Nussecken und eine Torte gemacht. Ich weiß jetzt auch, wie man Gulasch macht. (grinst)

Die Familie Bauer ist so freundlich und hat so schöne Traditionen. Sie haben so viel Respekt, und die Kinder respektieren die Eltern. Ihre Kinder sind schon größer, aber sie kommen am Wochenende heim. Haralds Mutter ist 90 Jahre alt und wohnt in Wien. Sie fahren sie immer besuchen, das gefällt mir.

* Im Integrationszentrum in Sankt Pölten finden Menschen, die vom Diakonie Flüchtlingsdienst bei ihrer Integration unterstützt werden, BegleiterInnen, sogenannte „Buddies“. Buddies sind ehrenamtliche MitarbeiterInnen. Sie helfen den Flüchtlingen, sich in ihrem neuen Heimatland Österreich ein neues Leben aufzubauen, die neue Sprache zu üben, Kontakte zu knüpfen, sich zu Hause zu fühlen.
Nähere Informationen finden Sie hier: http://fluechtlingsdienst.diakonie.at

Mythos „Big Society“

Kann die Arbeit von Freiwilligen die Grundlage einer solidarischen Gesellschaft sein?

Der Mythos

Wir machen das alles selber und alles in Eigenverantwortung. Freiwilliges Engagement ersetzt Dienstleistungen wie Kindergärten, Pflegeeinrichtungen oder Gemeindezentren. Eine Auslagerung der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung auf die Einzelnen hilft allen – Menschen werden ermächtigt, ihre Anliegen selbst in die Hand zu nehmen, und die öffentliche Hand erspart sich teure Dienstleistungen, weil diese von der Bevölkerung selbst erledigt werden können ...

Die Wirklichkeit

Der obige Mythos entspricht der vom britischen Premier David Cameron favorisierten „Big Society“. In der „Big Society“ sollen sich Menschen freiwillig und unbezahlt für die Gemeinschaft einsetzen, ohne Hilfe der Solidargemeinschaft.

Freiwillige sollen in Schulen oder Krankenhäusern aktiv werden oder in Gemeindezentren und Bürgerversammlungen. Die britische Regierung dazu: „Wir wollen nicht nur Kleinigkeiten verändern, sondern neue soziale Formen erfinden und damit wieder neues soziales Kapital aufbauen.“

Die Kritik am Modell kommt vor allem von zivilgesellschaftlichen Initiativen und sozialen Organisationen. Cameron hätte in Zeiten des Spardrucks mit der Vision „Big Society“ seine tiefen finanziellen Einschnitte im Sozial- und Gesundheitswesen legitimiert.

„Premier Cameron bietet uns Grütze und sagt uns dann, sie schmeckt wie Kaviar“, schimpft Jugendarbeiter Sameer aus London. Die Jugendzentren werden geschlossen, die Unterstützung für günstige Wohnungen wird um 60 Prozent gekürzt, die Schulen verfallen, prekäre Jobs breiten sich aus – und die Regierung nennt das dann ihre „Big Society“.

Die UNICEF misst regelmäßig die Aspekte des Wohlergehens von Kindern: Einkommenssituation, Gesundheitszustand, Bildung, Selbstbestimmung. Das Ergebnis: England weist hier ganz schlechte Werte auf. Je größer die Unterschiede zwischen Arm und Reich, desto schlechter die Lebensqualität von Kindern. Der Zusammenhang war in jenem Land am stärksten, in dem die höchste Anzahl der Kinder vorlag, deren Familien mit weniger als der Hälfte des durchschnittlichen Einkommens auskommen müssen. Nicht wie reich wir insgesamt sind, ist hier entscheidend, sondern wie stark die Unterschiede zwischen uns sind.

Geht die Schere zwischen Arm und Reich noch mehr auf, heißt das mehr Krankheiten und geringere Lebenserwartung, mehr Teenager-Schwangerschaften, mehr Status-Stress, weniger Vertrauen, mehr SchulabbrecherInnen, vollere Gefängnisse, mehr Gewalt und mehr soziale Gettos.

In Österreich engagieren sich knapp 44 Prozent der Bevölkerung freiwillig – in Feuerwehren, Kirchen, bei der Nachhilfe oder in Altenheimen. Das ist weit mehr als im EU-Durchschnitt (23 Prozent).

Das Engagement ist also groß und kann dabei helfen, gemeinsam Probleme in einer Gesellschaft zu überwinden. Es zeigt sich aber, dass immer dort, wo es einen gut ausgebauten Sozialstaat gibt, das freiwillige Engagement besonders hoch ist.

Eine Förderung von zivilgesellschaftlichem und ehrenamtlichem Engagement ist notwendig. Darin sind sich alle einig. Doch darf diese nicht auf Kosten der Ausgleichs- und Vorsorgefunktionen des Wohlfahrtsstaates gehen.

Es braucht einen Mix aus staatlich gesicherter und rechtlich verbindlicher Absicherung von sozialen Risiken sowie freiwilligem Engagement und vernetzten Aktivitäten. Der soziale Zusammenhalt einer Gesellschaft kann weder ohne das eine noch ohne das andere funktionieren. ■

Die Diakonie vor der Haustür

Gemeinwesenarbeit städtisch und regional in der Stadt-Diakonie Linz.

Von Georg Wagner

Es geht um zweierlei: einmal um die Beziehung zwischen Pfarrgemeinden und Stadt-Diakonie in Linz. Der Begriff Gemeinwesenarbeit meint hier jene Methode der sozialen Arbeit, die der Verbesserung sozialräumlicher Strukturen dient.

Zum zweiten wird mit dem neuen Projekt „Regional-Diakonie“ versucht, ein Stück des Linzer Modells „Stadt-Diakonie“ auf Oberösterreich zu übertragen.

Bei der Neukonzeption der Stadt-Diakonie im Jahr 1997 wurde sozialräumlich gedacht. So sind neben dem Tageszentrum „Of(f)’n-Stüberl“, das der Einzelfallhilfe und Gruppenarbeit verpflichtet ist, auch eine Zeittauschbörse, eine moderierte Selbsthilfegruppe und ein offener Frauentreff entstanden.

Besonders freut uns, dass sich aus dem Frauentreff heraus eine Lernbetreuung entwickelt hat und dass dies auch vom Stadtrat für Soziales in Linz mit Interesse wahrgenommen wird. In Linz übernimmt die Stadt-Diakonie Aufgaben für die Pfarrgemeinden, wo es um sozialarbeiterische Beratung und Hilfe in Not geht. Sie unterstützt und berät Pfarrgemeinden aber auch, wenn es um interne Fragen geht – wie diakonisches Handeln in der Pfarrgemeinde aussehen kann.

In die Gemeinden

In dem neuen Projekt „Regional-Diakonie“ (gemeinsam mit der Evangelischen Kirche in OÖ) versuchen wir, ein Stück des Linzer Modells „Stadt-Diakonie“ auf Oberösterreich zu übertragen: Regional-Diakonie ermöglicht es, Pfarrgemeinden dabei zu beraten und zu unterstützen, wie sie das Handlungsfeld Gemeindediakonie entdecken, stärken und weiterentwickeln können.

Ein erster Schritt ist, das eigene Handeln eingebettet in die Angebote im Sozialraum zu analysieren. Wer kann wo Hilfe bekommen? Was fehlt? Für diese Kontakte sind Begleitung und Übersetzungsarbeit von diakonischen Fachleuten für die Gemeinde von großem Wert.

Konkret geht es um Probleme mit der „Diakonie an der Kirchentür“ (z. B. Ad-hoc-Hilfsansuchen), Beratung für den Start eigener diakonischer Projekte sowie um Beratung von diakonischen Mitarbeitern in einer Pfarrgemeinde.

Von den Kompetenzen, den Strukturen, auch den Chancen für Pfarrgemeinden her drängt sich Gemeinwesenarbeit unweigerlich auf.

Besonders interessant wird es, wenn Pfarrgemeinden Arbeitsfelder einbringen können, in denen sie schon gut sind, aber die sie in diakonischer Perspektive neu buchstabieren wollen: Jugendarbeit und offene Jugendarbeit, Lernhilfen für Benachteiligte, Seniorenarbeit ...

Wichtig ist dabei immer, dass wir von der konkreten Situation der Gemeinde und des Gemeinwesens ausgehen. ■

Dr. Georg Wagner ist Geschäftsführer der Stadt-Diakonie Linz

Die Welt in Zahlen

Anzahl der Gemeinden

absolut

Deutschland	11.253
Schweiz	2.495
Österreich	**2.357**
Dänemark	98

Zahnärzte

pro 1.000 EinwohnerInnen

Simbabwe	0,02
China	0,03
Serbien	0,23
Ungarn	0,49
Österreich	**0,57**
Deutschland	0,78
Brasilien	1,17
USA	1,63

Arbeitslosenquote

in Österreich nach Bezirken in %

Bezirk Rohrbach	3,0
Bezirk Eferding	3,2
Wien gesamt	9,2
Bezirk Landeck	11,4
Bezirk Spittal/Drau	11,7

Städtische Bevölkerung

in % der gesamten Bevölkerung

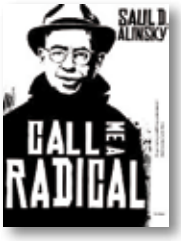
Singapur	100
Kuwait	98
Venezuela	93
Argentinien	92
Brasilien	87
Dänemark	87
Kanada	81
Russland	73
Österreich	**68**
Bhutan	35
Kongo	35
Malawi	20
Burundi	11

Quelle: FAO, WHO World Health Report, AMS, Stiftung Weltbevölkerung, wikipedia

Buchempfehlungen

Community Organizing: Menschen verändern ihre Stadt
Leo Penta (Hrsg.), 2007

Wenn jeder für sich allein kämpft, wird Engagement schnell zur Ochsentour. Wie gewinnt man Mitstreiter für gemeinsame Anliegen? Community Organizing ist eine Methode, die Menschen eines Stadtteils oder einer Gemeinde miteinander vernetzt, um effektiv Einfluss nehmen zu können. Der Band liefert Aufsätze zur Methode, Beispiele aus den USA und Deutschland sowie ermutigende Porträts engagierter „Community Organizer". Ein Serviceteil bietet Informationen für die Umsetzung.



Call Me a Radical: Organizing und Empowerment. Politische Schriften
Saul D. Alinsky, 2011

Saul D. Alinsky organisierte die Armen in den Slums von Chicago. Er gründete Bürgerorganisationen, bildete Mitarbeiter aus, die überall in den USA aktiv wurden. Seine Taktiken und Strategien – vom „Klo-Streik" bis zu Boykottaktionen – erwiesen sich als höchst effektiv. „Alinsky ist als bester Organisator von Bürgerorganisationen in den USA bekannt", urteilte das „Wall Street Journal".

Die Geschichte des Adventkranzes
Pixi-Buch

„Lang, lang ist es her, dass diese Geschichte passiert ist – über 150 Jahre. Aber sie ist wirklich wahr!" So beginnt das neue Pixi-Buch der Diakonie zur Geschichte des Adventkranzes. Pixi-Bücher finden sich in fast jedem Haushalt, in dem Kinder leben, und sind praktische Begleiter für unterwegs. Dieses Pixi-Buch erzählt in altersgerechter Weise die Geschichte aus dem „Rauhen Haus", wo mithilfe eines Wagenrades der erste Adventkranz entstand.
Bestellung unter www.diakonie-webshop.de

Handbuch Gemeinwesenarbeit
Sabine Stövesand, Christoph Stoik, Ueli Troxler (Hrsg.), 2012

Das Handbuch systematisiert das Theorie- und Praxiswissen für Gemeinwesenarbeit, insbesondere in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Gemeinwesenarbeit hat als Arbeitsprinzip und als Fachkonzept an Aktualität gewonnen, droht aber zwischen Sozialraumorientierung und Sozialstaat zu verschwimmen. Es werden die verschiedenen Handlungsfelder der Gemeinwesenarbeit betrachtet, nicht mit dem Ziel einer Leistungsschau, sondern vielmehr als kritische Würdigung.

Best of Europe

Stadtteilmütter in Berlin.

Nurhayat Skrotzké ist Berlinerin. Sie kam 1972 aus der Türkei nach Deutschland. Im vergangenen Jahr hat sie eine Ausbildung zur „Stadtteilmutter" absolviert und unterstützt nun sozial benachteiligte Familien mit Migrationshintergrund.

„Die Ausbildung umfasst elf Module. Wie man sich gesund ernährt, gehört ebenso dazu wie die Themen Sprachförderung und Zeitmanagement", erklärt Ulrike Koch, die Leiterin des Projekts im Diakonischen Werk Berlin Stadtmitte. Doch das größte Plus der Stadtteilmütter ist ihre Herkunft. Viele stammen aus der Türkei, aus dem Iran oder dem Irak. „Sie sprechen nicht nur die Sprache der Familien, die Unterstützung brauchen, sie begegnen diesen auch auf Augenhöhe", sagt Koch.

Mehrere Hundert Stadtteilmütter wurden in den vergangenen Jahren in Berlin ausgebildet. Allein in Berlin-Neukölln haben sich bisher 4000 überwiegend türkische und arabische Familien mit mehr als 10.000 Kindern von den Stadtteilmüttern beraten und helfen lassen.

„Sie vertrauen uns mehr als deutschen Ämtern", sagt auch Skrotzké nicht ohne Stolz. Viele Familien hat sie schon betreut – und hat dort zunächst schwierige Zustände erlebt. „Der Fernseher läuft den ganzen Tag, die Kinder ernähren sich hauptsächlich von Fast Food."

Dann versuche sie den Müttern klarzumachen: „Du musst raus, du musst für dein Kind am Leben teilnehmen." Es sei erschreckend, welche Antworten sie manchmal bekommen habe, sagt Skrotzké: „Ich weiß nicht, wohin ich gehen soll, ich kenne niemanden." Und das von Frauen, die zum Teil seit zehn Jahren in Berlin leben.

„Diese Isolation wollen und können die Stadtteilmütter aufbrechen", sagt Projektleiterin Koch. In den meisten Fällen haben sie Erfolg, weil die betroffenen Frauen die Stadtteilmütter als eine von ihnen akzeptieren. Skrotzké, selbst Mutter von drei Kindern, beschreibt ihr eigenes Credo und das ihrer Kolleginnen so: „Wir wollen uns nicht einmischen oder alles besser wissen. Unser wichtigstes Ziel ist es, Kindern Unterstützung zu geben."

www.dw-stadtmitte.de/index.php?id=422 ■

Der Laden, den jeder kennt

„Der Laden" ist eine Besonderheit in Schladming.

Von Roberta Rastl-Kircher

Gerhard Baumann sortiert die neuen Produkte und wartet auf Kundschaft. Bis vor vier Jahren war er einer von 21 MitarbeiterInnen in der Werkstätte des Diakoniewerks in Schladming. Jetzt ist er an drei Tagen pro Woche verantwortlich für den Verkauf. „Im Laden ist immer genug zu tun" sagt Gerhard Baumann. Überhaupt an diesem Tag: Es ist Herbst, Wanderzeit in Schladming. Heute sind schon mehrere Wandergruppen und Familien vor der Herbstauslage stehen geblieben. „Fast jeder, der hereinkommt, nimmt eine Kleinigkeit mit", freut sich Gerhard Baumann.

Seit 2008 gibt es den „Laden" in Schladming in seiner heutigen Form. Monika Streicher, Direktorin der Volksschule in Schladming, hat vor acht Jahren begonnen, ehrenamtlich die Initiative Fair Trade in Schladming bekannt zu machen. „Mir war einfach wichtig, dass der Gedanke des fairen Handels hier in Schladming auflebt", betont sie.

Wie es begann

2006 hat das Diakoniewerk einen Verkaufsraum in den Räumlichkeiten eines alten Wirtschaftsbetriebs in Schladming eröffnet. 2008 startete die Freiwilligengruppe rund um Frau Streicher die Initiative, Fair-Trade-Produkte gemeinsam mit den Produkten aus der Behindertenwerkstätte in Schladming zu verkaufen. Heute „schupft" Gerhard Baumann den Laden gemeinsam mit 20 ehrenamtlichen MitarbeiterInnen aus Schladming und Umgebung.

„Anfangs war es eher ein Nebeneinander. Auf der einen Seite die Holz- und Textilprodukte aus der Werkstätte, auf der anderen Seite die Fair-Trade-Schokolade und der fair gehandelte Kaffee", erzählt Frau Streicher. „Aber seit ein paar Jahren ist das eine nicht mehr ohne das andere denkbar", ergänzt sie stolz. Ihre Rechnung ist aufgegangen. „Viele KundInnen sind auch ehrenamtlich tätig und übernehmen ein- oder zweimal im Monat für einen halben Tag den Verkaufsdienst. Das ist eine Besonderheit unseres Ladens", betont Frau Streicher, die Chefin der Ehrenamtlichen.

„Mir ist es wichtig, mit meinem Geld gute Projekte zu unterstützen", erzählt Hildegard Riefer, Kundin der ersten Stunde. „Ich kaufe fast alle Geschenke hier. Mal eine Tafel Schokolade, mal ein Schmuckstück für Wohnung oder Garten aus der Werkstätte. Ich finde immer was. Und ich bringe auch meine Bekannten hierher", ergänzt sie lachend.

Der Laden wird auch bei allen Festen und öffentlichen Märkten gebeten, mit einem Stand teilzunehmen. „Das kommt daher, weil wir mit den Gruppen aus dem Behindertenwohnheim und der Werkstätte immer schon in der Stadt präsent waren", schildert Hannes Gruber, Leiter der Werkstätte, die alltägliche Praxis des Diakoniewerks in Schladming.

„Die Leute kennen uns, jetzt kennen sie auch die Produkte aus dem Laden und wollen, dass wir dabei sind", erzählt Gerhard Baumann. Für ihn hat seine Erfahrung mit der Arbeit im Laden viel Positives gebracht. Er erzählt gern Witze und hat bei der Kundschaft immer wieder die Lacher auf seiner Seite. ■

Gerhard Baumann im Laden: Fair gehandelte Waren und Produkte aus der Behindertenwerkstätte

Viele KundInnen übernehmen ein- oder zweimal im Monat für einen halben Tag den Verkaufsdienst

„POP Akademie“ eröffnet

Die Johann Sebastian Bach Musikschule der Diakonie startete im September in Kooperation mit der Stadt Wien die erste „POP Akademie“ Österreichs in den Wiener Gasometern. In der Startphase finden hier 120 begabte, auch autodidaktisch ausgebildete NachwuchsmusikerInnen aus allen Richtungen der Popularmusik eine fundierte Ausbildung. Diese Ausbildung soll den Einstieg in ein Studium oder die Musikbranche ermöglichen. Im Vollausbau, der 2015 abgeschlossen sein soll, werden hier bis zu 800 junge Menschen unterrichtet und gecoacht.

Die „POP Akademie“ schließt eine Lücke in der Wiener Musikausbildung. Die Angebote orientieren sich an den Interessen junger Menschen und möchten jene erreichen, die sich außerhalb der herkömmlichen Musikausbildung hohe Qualifikationen angeeignet haben. Das ist eine neue Zielgruppe mit viel bisher ungehobenem Potenzial.

www.jsbm-popakademie.at ■

„Superhands“ – Kinder pflegen Eltern

Die Erfahrungen mobiler Pflegedienste und Pflegenotdienste zeigen, dass viele Kinder und Jugendliche in unterschiedlichem Ausmaß in die Betreuung und Pflege von Angehörigen eingebunden sind.

Dabei übernehmen sie verschiedene Aufgaben und Verantwortung: Sie helfen im Haushalt, beim Waschen, beim Kochen, gehen einkaufen, begleiten beim Spaziergang oder unterstützen bei behördlichen Wegen. Sie helfen bei der Körperpflege oder beim Verbandwechsel.

Die Internetplattform superhands, erstellt von den Johannitern und unterstützt von der Diakonie, möchte diese jungen Menschen in ihrem Alltag – sei es zu Hause, in der Schule oder in der Freizeit – unterstützen und ihnen den Rücken stärken.

Superhands möchte außerdem sichtbar machen, was diese Jugendlichen leisten, mit welchen Herausforderungen sie konfrontiert sind und wie sie diese meistern.

www.superhands.at ■

superhands

Österreichs erste inklusive AHS-Oberstufe

Mit Schulbeginn 2012/13 startete in Salzburg die erste AHS-Oberstufe Österreichs, in deren Klassen Jugendliche mit und ohne Behinderung gemeinsam unterrichtet werden. In allen Schulen der Diakonie in Salzburg und besonders auch in der neuen inklusiven Oberstufe wird das Lernen an die unterschiedlichen Lernstile und an die Bedürfnisse der SchülerInnen angepasst. „Dadurch ist es für alle Schüler und Schülerinnen einfacher, sich am Unterricht zu beteiligen, und alle erreichen ihre Lernziele wesentlich leichter“, erklärt Eva Kothbauer, Geschäftsführerin des Diakonievereins in Salzburg.

www.diakonie.cc/ahs1.html ■

2013 – Jahr der Diakonie

Die Pfarrgemeinden als solidarische Nachbarn – dieses Netzwerk hat Potenzial. Im Jahr 2013 wollen wir es ausschöpfen.

Von Karl Schiefermair

Diakonie" lautet das Schwerpunktthema der Evangelischen Kirche im Jahr 2013 auf dem Weg hin zum Reformationsjubiläum 2017. „Zugewandt – solidarisch – vernetzt" ist das Motto – und will darauf hinweisen: Diakonie soll nicht als Kraftanstrengung der Pfarrgemeinden oder der diakonischen Einrichtungen verstanden werden, noch mehr und noch Besseres für andere zu leisten.

Dieses Jahr will vielmehr einer Spur nachgehen: Wie verstehen sich Pfarrgemeinden als solidarische Nachbarschaft im und mit dem Gemeinwesen einer Region? Wie können Pfarrgemeinden zu einem solidarischen Netzwerk beitragen, wie auch etwas aus diesem Netz bekommen und sich dafür dankbar erweisen?

Die „Fixpunkte" des Jahres im Leben der Evangelischen Kirche – der Reformationsempfang, die gesamtösterreichische PfarrerInnentagung, Fortbildungen für ReligionslehrerInnen und PfarrerInnen – sollen sich dem Thema widmen.

Handlungsfelder

Darüber hinaus soll der Frage nachgegangen werden, wie die einzelnen Pfarrgemeinden ihre diakonischen Handlungsfelder (wieder-)entdecken und gestalten. Gemeinwesenarbeit, Zusammenleben, Quartiersarbeit, Gemeindediakonie: Das sind die Aufgaben, die uns als evangelischen ChristInnen im Nahraum gegeben sind – weil wir als Einzelne und als Gemeinschaft diesem Nahraum angehören.

Eben das will das Motto, unter das das Jahr der Diakonie gestellt ist, zum Ausdruck bringen: „... dass es zu einem Ausgleich komme" (2 Kor. 8,13b), zugewandt – solidarisch – vernetzt. Dass sich Gemeinden als lebendige Knotenpunkte in einem solidarischen Netz verstehen, soll am 14. April 2013 in ganz Österreich öffentlich gezeigt und gefeiert werden. An diesem Sonntag laden die Gemeinden ein zu Dankgottesdiensten für das Gemeinwesen am Ort, im Bezirk. Einladungen an VertreterInnen sozialer Vereine wie diakonischer Einrichtungen vor Ort und „erweiterte Kirchencafés" wollen zusammenführen, was vielfach getrennt wird.

Denn oft wird unterschieden zwischen dem Gottesdienst als dem „Eigentlichen" und der sozialen Hilfe, die dann noch „dazukommt". Nach biblischem und christlichem Zeugnis ist das falsch. Beide, Gottesdienst und Diakonie, sind das „Eigentliche" des christlichen Glaubens. In den Tagen um den 14. April wird

Bundespräsident Dr. Heinz Fischer eine diakonische Einrichtung besuchen, in der Nachbarschaft und Zusammenarbeit mit einer Pfarrgemeinde besonders intensiv gelebt wird.

Ebenso geplant sind im Jahr 2013 GemeindevertreterInnensitzungen sowie Superintendentialversammlungen zum Thema. Nicht zuletzt wird das „Diakoniepapier“ der Generalsynode 1997 überarbeitet und erneut der Generalsynode vorgelegt werden. Dokumentationen und Vorschläge zur Gestaltung der einzelnen Gestaltungselemente werden auf dieser Website zu finden sein: www.diakonie2013.at.

Zukunft der Kirche

Das alles ist eine Frage nach der Zukunft der Kirche – jenseits des Problems, wie viel an Kirchenbeiträgen noch eingehen wird. Denn Reichtum an Geld hat nichts mit Reichtum an Beziehungen zu tun. Nachbarschaft kann in neuer Weise als Raum der Nächstenliebe und des Christseins gedeutet und gestaltet werden. Es gibt moderne Gemeinde-Konzepte, die diese diakonische Verankerung als Grundlage eines „missionarischen“ Gemeindeaufbaus ansehen, denn: „Eine Gemeinde ohne Diakonie wird eine tote Gemeinde.“ Ob die theologischen Überschriften nun „Kirche für andere“ (D. Bonhoeffer), „Kirche mit anderen“ (P. Neumann), „Gemeinde Gottes im armen Volk“ (J. Moltmann), „Kirche bei anderen“ (U. Kleinert) oder „Kirche im Mitgehen“ (J. Degen) heißen – letztlich geht es darum, wie sich die Pfarrgemeinde/Kirche in Beziehung zu ihrem Sozialraum versteht und setzt.

Pfarrgemeinden haben in einer immer stärker auseinanderbrechenden Gesellschaft den großen Vorteil, dass sich in ihnen verschiedene Milieus, Altersgruppen, Meinungen, Weltanschauungen und Kompetenzen versammeln – und mit diesen Verschiedenheiten die mannigfaltigsten Lebensgeschichten, Nöte und Stärken. „Treffpunkt der Unterschiedlichkeiten“ zu sein, darin liegt für eine Pfarrgemeinde die große Chance, Mitgestalterin von Gemeinwesenarbeit zu werden.

Die Diakonie Österreich hat sich auf die Suche gemacht nach modellhaften Projekten in Pfarrgemeinden und diakonischen Einrichtungen und wird eine „Best Practice“-Mappe erstellen. Mit einer Umfrage wird ein Überblick über gemeinwesenorientierte soziale Arbeit in Diakonie und Evangelischer Kirche gewonnen werden, als Grundlage für das Schwerpunktjahr 2013.

Kraftfelder

Diakonie ist nicht ein zufälliges, zusätzliches, beliebiges Element von Gemeindepraxis, sondern tragend, ursächlich, „eigentlich“. Die solidarische Kompetenz der Gemeinden zu stärken und das Bewusstsein, Teil eines sozialen Netzes zu sein, weiter wachsen zu lassen, ist Ziel des „Jahrs der Diakonie“ 2013. Es wird ein Zeichen des Aufbruchs sein, wenn jede Pfarrgemeinde und jede Superintendentur eine/n Diakoniebeauftragte/n hat und Strukturen für weiteres diakonisches Engagement geschaffen werden – und dies, ohne sich selbst zu überfordern, ohne große zusätzliche Budgetmittel, dafür mit Freude, Engagement und Präsenz. Der Direktor des Sozialwissenschaftlichen Institutes der EKD, Gerhard Wegner, versteht Sozialräume als „Kraftfelder des Reiches Gottes“. 2013 kann ein Startjahr für die Pfarrgemeinden sein, zu solchen Kraftfeldern zu werden und die politisch-soziale mit der geistlich-seelischen Dimension des Zusammenlebens vor Ort zu verbinden. ■

OKR Prof. Mag. Karl Schiefermair, in der Kirchenleitung u. a. zuständig für alle Bildungsbereiche, Religionsunterricht, Diakonie und Seelsorge

Österreichische Post AG / Sponsoring.Post
GZ 02Z033615 S

zugewandt – solidarisch – vernetzt

„...dass es zu einem Ausgleich komme"
(2. Kor. 8)

Diakonie Jahr 2013
Evangelische Kirche

IMPRESSUM

Medieninhaber, Herausgeber und Redaktion: Diakonie Österreich
Redaktion: Dr.in Roberta Rastl-Kircher (Leitung), Mag.a Katharina Meichenitsch, Mag. Martin Schenk
Alle: 1090 Wien, Albert Schweitzer Haus, Schwarzspanierstraße 13. Tel.: (0)1 409 80 01, Fax: (01) 409 80 01-20, E-Mail: diakonie@diakonie.at, Internet: www.diakonie.at. Verlagsort: Wien. **Geschäftsführer Diakonie Österreich:** Pfr. Mag. Michael Chalupka, Mag. Martin Schenk. **Grafik-Design:** Info-Media Verlag für Informationsmedien GmbH, Volksgartenstraße 5, 1010 Wien. **Druckerei:** AV + Astoria Druckzentrum GmbH, Faradaygasse 6, 1030 Wien.
Fotos: Regina Huegli (S. 1, 3, 9, 15, 18, 19), Barbara Krobath (S. 2), Diakoniewerk Gallneukirchen (S. 3, 4, 6, 12), Diakonie Zentrum Spattstraße (S. 4), Johanniter (S. 1, 5), Stadtdiakonie Linz (S. 6), Diakonie Bildung (S. 9, 21), Nadja Meister (S. 1, 3, 10, 11, 13), ORF/Hubert Mican (S. 14), Diakonie Flüchtlingsdienst (S. 15), Diakonieverein Salzburg (S. 21), Ulrike Wieser (S. 3, 21), Ramona Kitzmüller (S. 7), Bettmann/Corbis (S. 7), Diakonie Bildung (S. 22, 23). Die Diakonische Information bringt Sachinformationen und Nachrichten zur Diakonie der Evangelischen Kirchen. Die gendersensible Schreibweise ist uns ein wichtiges Anliegen.
Der Bezug ist kostenlos. DVR: 041 8056 (201). Gedruckt nach der Richtlinie „Schadstoffarme Druckerzeugnisse des Österreichischen Umweltzeichens". Umweltzeichen (UWZ 734)

Spendenkonto Diakonie PSK 23.96.444 BLZ: 60.000